



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Westphal, Arthur: Unterhaltungsliteratur 1913

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

„Pate Binkwanger,“ sagte er, „ich bin wieder unartig gewesen und die Mutter hat daheim geweint. Du mußt mit ihr reden und ihr sagen, daß ich wieder gut sein will. Willst du?“

„Ich will,“ sagte der Pate, „sei nur ruhig, sie hat dich ja lieb.“

Nun war das Feuer kleingebrennt, und Augustus starrte mit denselben großen schläfrigen Augen in die schwache Röte wie einstmals in seiner frühen Kindheit, und der Pate nahm seinen Kopf auf den Schoß, eine feine frohe Musik Klang zart und selig durch die finstere Stube und tausend kleine, strahlende Geister kamen geschwebt und kreisten frohmütig in kunstvollen Verschlingungen umeinander und in Paaren durch die Luft. Und Augustus schaute und lauschte und tat alle seine zarten Kindersinne weit dem wiedergefundenen Paradiese auf.

Einmal war ihm, als habe ihn seine Mutter gerufen; aber er war zu müde, und der Pate hatte ihm ja versprochen, mit ihr zu reden. Und als er eingeschlafen war, legte ihm der Pate die Hände zusammen und lauschte an seinem stillgewordenen Herzen, bis es in der Stube völlig Nacht geworden war.



Unterhaltungsliteratur 1913

Von Dr. Arthur Westphal in Berlin



er Strom literarischer Neuerscheinungen, der gerade zur Weihnachtszeit bedrohlich anzuschwellen pflegt, bringt auch diesmal das übliche Gemisch aus falschen und wahren Werten, aus bescheidener Könnerschaft und gespreizter Unfähigkeit. Daß dabei die gespreizte Unfähigkeit im Übergewicht ist, liegt nun einmal am Wesen dieser unvollkommensten aller Welten. Überall im Leben drückt der kalte Routinier den ernsthaft Suchenden an die Wand, überall schreit der große Mund und die Reklame-trommel die paar echten Töne nieder, die aus leidenden und ehrlich ringenden Menschenseelen emporsteigen. Darum wird jeder, der aus Neigung und Beruf eine Art Kontrolle über den hemmungslos flutenden Strom literarischer Neuerscheinungen ausübt, vor allen Dingen darauf zu achten haben, daß hier keine Grenzverwirrung eintritt, daß der Tempel der Kunst von Böllnern und Krämern rein bleibt, und daß alle falschen Werte, die unter einer Biedermannsmaske eingeschmuggelt werden sollen, kurzerhand erkannt und beim rechten Namen genannt werden.

Wenn man nun, soweit das überhaupt möglich ist, eine Heerschau über die neuerschienene Erzählungsliteratur abhält, so stößt man immer wieder auf ein Problem, das in gewissem Sinne eine Auseinandersetzung verlangt: auf das Problem des sogenannten Unterhaltungsromans, der vor der höchsten künstlerischen Instanz niemals bestehen kann, für den aber die Tatsache spricht, daß das Publikum ihn verschlingt und seine Popularität jedesmal mit fast erstaunlicher Hartnäckigkeit durchsetzt. Es gibt eine ganze Reihe von Autoren, auf die das Publikum, wenn das burschikose Wort gestattet ist, einfach fliegt. Man mag seine kritisch-pädagogische Stirn noch so sehr in Falten legen; man mag warnen und drohen und schelten — schließlich wird man doch nichts an der Tatsache ändern können, daß die Masse immer wieder zu ihren Lieblingen Straz und Ompteda und Zobelitz und Presber und wie sie alle heißen mögen, greift und dafür alle ihr von kundigen Händen angebotene gehaltvollere, literarische Kost verschmäht. Es ist das eine Erscheinung, die zu denken gibt. Mit rascher Verachtung und mit billiger Vogel-Strauß-Politik kommt man nicht weiter. Wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, muß der Prophet eben zum Berge gehen. Oder weniger bildlich gesprochen: wer die immer größer werdende Entfremdung zwischen Volk und Literatur seit Jahren beobachtet, wird dafür nicht lediglich die Denkfaulheit und Bequemlichkeit des großen Publikums verantwortlich machen dürfen, sondern wird nach tiefer liegenden Gründen suchen und sich zu diesem Zweck den fraglichen Erzählungstyp einmal auf seine so erstaunliche Wirkungskraft ansehen müssen.

Da wird er dann erkennen, daß der Erfolg des Unterhaltungsromans — wohl gemerkt, des guten Unterhaltungsromans! — durchaus keine Erscheinung ist, die zu irgendwelcher Beunruhigung Anlaß gibt. Er ist ganz einfach eine höchst natürliche und höchst gesunde Reaktion auf jene Art von Literatur, die nichts weiter als eben Literatur sein will. Unser ganzes Schrifttum stöhnt seit zwanzig Jahren unter dem Fluche des „Literarischen“, unter der Sucht der Autoren, abstrakte geistige Probleme mit mehr oder weniger verhüllter Trockenheit abzuhandeln. Unsere Romanschriftsteller, soweit sie literarisch ernst genommen werden wollen, schreiben samt und sonders eigentlich nur für einen winzigen Kreis gleichgesinnter Kunstgenossen, tummeln sich im Bereiche einer lange trainierten, rein literarischen Denkweise und gaben darüber jede Fühlung mit dem wirklichen Leben verloren. Die primitiven Gaben, die nun einmal den Erzähler ausmachen: die Fähigkeit, zu fabulieren, Spannungen zu erzeugen, aus Gebilden der Phantasie gewisse sinnfällige Wirkungen zu pressen — diese natürlichen Gaben sind ihrer Ubergesundheit und Nervosität mehr oder weniger abhanden gekommen. Sie sind oft genug ehrlich bis aufs Blut. Aber ihre Ehrlichkeit bleibt farblos, neutral, uninteressant. Sie bringt nichts von dem Zauber des ungekannt reizvollen Märchenlandes, das der naive Leser erwartet, und mit Recht erwartet, wenn er einen Romanband aufschlägt. Sie quält den Unbeteiligten eher, als daß sie ihn fesselt, und wenn er wirklich nicht schon auf dem Wege die Geduld verloren hat, so sieht er sich letzten Endes so gut wie jedesmal enttäuscht. Ist es da ein Wunder, daß er lieber zu einem Autor wie Rudolf Straz flüchtet, der ihm schon auf den ersten Seiten seiner Bücher durch die ganze Art seiner Erzählungskunst eine gewisse Zuverlässigkeit garantiert? Man sehe sich nur die beiden letzten Straz'schen Romane an: „Seine englische Frau“ und „Stark wie die Mark“. (Beide bei

J. G. Cotta, Stuttgart und Berlin.) Rudolf Straß hat ganz entschieden die oben genannten primitiven Fähigkeiten, die seinen sich um sovieles besser dünkenden Kollegen oft in erschreckendem Maße abgeht. Er hält seinen Griffel fest in der Hand. Er versteht zu fabulieren, zu spannen, zu gestalten, und er steht mit seiner gewiß nicht außergewöhnlich wertvollen, aber jedenfalls liebenswürdigen und prägnanten Persönlichkeit hinter jeder Zeile, die er schreibt. Er hat als Schriftsteller ein Gesicht, weil er als Mensch eines hat. Und weil er den Mut findet, sich zu jeder Zeit und an allen Orten zu diesem seinem natürlichen Gesichte zu bekennen, fesselt er die Leute immer wieder durch seine frische, unbefümmerte, von des Gedankens Blässe nicht angefränkelte Fabulierungskunst. Bücher wie die „englische Frau“ und „Stark wie die Mark“ kann man mit bestem Gewissen empfehlen. Sie bringen gewiß keine wesentlichen Beiträge zu den Dingen und Zusammenhängen dieser Welt und dieser Zeit. Sie sind keine Dämonien eines ruhelosen Geistes, und sie sind ganz und gar nicht dazu angetan, den Leser ernsthaft an Herz und Nieren zu greifen. Aber ist denn das wirklich jedesmal nötig? Ist denn nicht das sympathische Talent eines bescheidenen und seine Möglichkeiten genau übersehenden Mannes auch einiges wert? Mehr wert vielleicht, als die womöglich ernstesten, aber künstlerisch hoffnungslosen Versuche „literarischer“ Außenseiter, denen kein Gott zu sagen gab, wie sie leiden?

Natürlich steht der neue deutsche Unterhaltungsroman nicht durchweg auf der Höhe des Straßschen Könnens. Wer sich durch die endlosen Labyrinth der jüngsten Novellistik mühsam einen Weg sucht, wird oft genug die Geduld verlieren, sich oft genug der vollkommenen Verzweiflung nahe fühlen. Selbst längst „eingeführte“ Namen bewahren da nicht immer vor bitteren Enttäuschungen. Das Buch von den „Vier Königen“ (Gretlein u. Co., Leipzig), das Georg Engel diesmal seinen Freunden bringt, ist eine solche Enttäuschung. Der Verfasser, den seine bessere Vergangenheit eigentlich verpflichten sollte, forciert in diesem Buche einen so unwahren Gefühlston, daß man ihn nur mit äußerstem Widerstreben auf seiner epischen Wanderung durch norddeutsches Land begleitet. Der Geist, der in den „Vier Königen“ herrscht, ist der einer verkappten Banalität; einer Banalität, die doppelt unsympathisch wirkt, weil sie die Farben des Lebens durch Schminke und durch allerlei aus dem Friseurladen geborgte Schönheitsmittelchen zu ersetzen trachtet. Hier zeigt sich der deutsche Unterhaltungsroman von seiner denkbar ungünstigsten Seite. Er ist unwahrhaftig bis auf die Knochen und kokettiert mit parfümierten Gemütsregungen, denen man keinen Augenblick glauben kann, weil sie eben keinen Augenblick aus einem wirklichen Erleben geflossen kommen.

Auch Alexander von Gleichen-Rußwurms Gesellschaftsroman aus dem modernen Rom „Saisonfluß“ (Gebrüder Enoch, Hamburg) bietet in diesem Zusammenhange durchaus kein erfreuliches Bild. Auch er ist nicht viel mehr als eine auseinandergequollene Banalität, die ernsthaften Menschen nichts zu geben vermag. Allerdings muß zu seiner Ehre festgestellt werden, daß sich diese Banalität wenigstens insofern bescheidet, als sie nicht über die Grenzen ihrer Möglichkeiten hinausstrebt. Der ethisch so anrühige Ton, der den Engelschen Roman degradiert, fehlt hier. Das Gleichen-Rußwurmsche Buch ist äußerlich wie innerlich anständig. Er wird niemandem neue Werte vermitteln. Aber er wird auch niemanden vergiften.

Auch der vielgewandte (manchmal nur etwas zu sehr gewandte) Rudolf Preszber darf natürlich nicht fehlen, wo von der leichteren Unterhaltungsliteratur die Rede ist. Von ihm liegen diesmal zwei neue Bücher vor: die Dialoge „Von Ihr und Ihm“ und die Novellensammlung „Der Tag von Damaskus“. (Beide bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin.) Neues braucht über die Preszbersche Erzählungskunst nicht mehr gesagt zu werden. Ihr Reiz und ihre Wirkung liegt in der gefällig schillernden Art, mit der sie über die Dinge hingeleitet, ohne ihnen im Grunde nahe zu kommen. Wer einem Buche mit hungrigen Sinnen entgegenschreitet, wird bei Preszber wohl niemals auf seine Kosten kommen. Dazu ist die fixe und graziose Allweltsbegabung dieses Mannes denn doch nicht ernst und tief genug. Aber wer vor dem Mittagsschlaf so etwa ein halbes Stündchen mit einem nicht aufregenden, aber durchaus charmanten und lieben Kerl ein bißchen plaudern möchte, ohne sein Gehirn über Gebühr zu strapazieren, der soll nur getrost zu den beiden Preszberschen Bänden greifen. Ich glaube, er wird es nicht zu bereuen haben. Man schläft ausgezeichnet nach der Lektüre.

Etwas schwerer und solider, aber durchweg redlich und sympathisch geben sich „Die letzten Nudelsburger“ von Paul Schreckenbach (Leipzig, Verlag E. Staackmann) und „Der Grafenbauer“ von Paul Frieben (Böhmig-Verlag, Berlin und Leipzig). Das Schreckenbachsche Buch steht mit seiner glücklichen, durch und durch wahrheitsliebenden Schilderung des deutschen Mittelalters entschieden an erster Stelle. Paul Friebens Roman, der im literarischen Typ den „letzten Nudelsburgern“ entfernt verwandt ist, hat sich seine Ziele enger gesteckt. Aber diese Feststellung braucht ihn so wenig zu kränken wie jene andere, daß sich der „Grafenbauer“ durch seinen Ton und durch seine Gesinnung ausgezeichnet als Geschenkwerk für heranwachsende Knaben empfiehlt. Das gleiche gilt von den beiden Erzählungen aus der Zeit der Befreiungskriege, die Franz Adam Beyerlein unter dem Titel „Das Jahr des Erwachens“ (Bita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg) herausgibt. Dies Buch, das die mannhafte Melodie jener Jahre festzuhalten trachtet und auch wirklich festhält, verdient durchaus eine große Verbreitung. Das Jubeljahr 1913 ist ja gewiß mit mehr oder weniger gelungenen Festspielen und Kriegsromanen bis zum Überdruß gefüttert worden. Aber unter dem ganzen Schwall tönender Worte findet sich kaum etwas, was den wahrhaften Geist der Freiheitskriege so echt und so ungekünstelt widerspiegelt, wie diese beiden schlichten und anspruchslosen Geschichten von Franz Adam Beyerlein.

Auf dem gleichen tüchtigen Niveau bewegt sich eine kurze Novelle von Rudolf Herzog: „Die Welt in Gold“ (F. G. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart und Berlin). Man braucht kein grundsätzlicher Verehrer der manchmal etwas reichlich mit nicht ganz glaubhafter Sentimentalität beladenen Erzählungskunst Rudolf Herzogs zu sein, um trotzdem vor der ursprünglichen Wärme dieser kleinen Studentengeschichte bedingungslos den Hut zu ziehen. Es ist ein oft erlebtes Schauspiel, daß gerade Autoren, die eine leise Neigung zu schwülftiger Breite haben, sich dann am unmittelbarsten und echten geben, wenn sie sich einmal bescheiden und anspruchslos im engsten Kreise bewegen. Das gilt von vielen Unterhaltungsschriftstellern unserer Tage, und das gilt ganz besonders auch von

Rudolf Herzog, der in dieser kleinen Erzählung um vieles sympathischer und glaubwürdiger erscheint als in den allermeisten seiner dickleibigen Romane.

Ottomar Enkings oft bewährte Kunst der Kleinstadtschilderung geht eigentlich schon über den Begriff des bloßen Unterhaltungsromans hinaus. Wenn sein letzter Roman „Ach ja, in Altenhagen“ (Carl Reikner, Dresden) schließlich doch unter das zur Rede stehende Genre fällt, so liegt es nur daran, daß dies Buch unverkennbar zu den schwächeren Leistungen des Verfassers gehört. Ottomar Enking ist seinen getreuen Lesern noch nie so müde, so beinahe einschläfernd erschienen wie in diesem Roman vom norddeutschen Städtchen Altenhagen. Man täte ihm keinen Gefallen, wenn man hier den Tatbestand vertuschen oder beschönigen wollte. Und der einzige Wunsch, mit dem man von der Lektüre des langatmigen Buches scheidet, ist der, daß Ottomar Enking sich auf sich selbst besinnen und das nächste Mal unter glücklicheren Bedingungen zu uns zurückkehren möge.

Aus dem Geiste der guten Enkingschen Romane stammt ein Band von Bernhard Flandes: „Gottfried Haberkorfs Irrtum und andere Geschichten“ (Adolf Sponholz Verlag, Hannover). Den Lesern der Grenzboten ist der Verfasser kein Unbekannter. Die schon genannte Geschichte von Gottfried Haberkorf und daneben die „Legende vom Wachholderbaum“ haben seinerzeit in diesen Blättern gestanden. Bernhard Flandes unerschrockener, mit Humor gepaarter und zu warmer Beschaulichkeit neigender Sinn, der sich schon damals zeigte, dringt erfrischend und belebend zugleich durch die ganze Novellensammlung. Der Zauber der norddeutschen Landschaft liegt darüber, und wer sich dieser Landschaft innerlich verwandt fühlt, wird die sechs Geschichten, die der Band bringt, mit heller Freude in sich aufnehmen.

Die bisher gegebene flüchtige Übersicht möge unsere Wanderung durch die Gefilde der leichteren Unterhaltungsliteratur beschließen. Jemandem Anspruch auf Vollständigkeit kann eine derartige Aufzählung natürlich nicht machen. Die von Tag zu Tag bedrohlicher anschwellende Flut belletristischer Neuerscheinungen verbietet das ganz von selber. Was hier gegeben werden konnte, war nicht mehr als eine Reihe von Stichproben, eine Reihe auf gut Glück herausgegriffener Beispiele, die den weitverbreiteten Lehrsatz von der Verächtlichkeit und ästhetischen Unmöglichkeit aller leichteren Unterhaltungsware entkräften sollten. Es ist ganz gut, daß dem literarischen Hochmut unserer „Intellektuellen“ ab und zu ein kleiner Dämpfer aufgesetzt wird. Ein solcher Dämpfer läßt sich aber nur ermöglichen, wenn man auf Grund eines unzweideutig vorliegenden Tatbestandes aufzeigt, daß längst nicht alle hochgereckten literarischen Träume zu reifen pflegen und daß unter Umständen auch im „andern“ Lager sehr tüchtig und sehr sauber gearbeitet wird.

